

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 110 (1984)
Heft: 43

Illustration: [s.n.]
Autor: Stauber, Jules

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

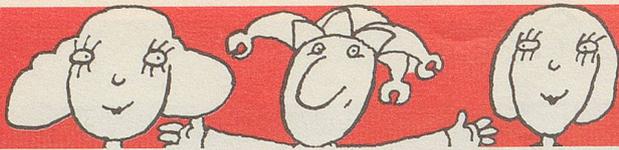
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 19.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Olgi Heuberger

Besuch im Altersheim

Allzulange war sie mir nicht aufgefallen, die stille, scheue Frau. Erst als es meiner Tante schlechter ging und ich erfuhr, dass sich ihrer im Aufenthaltsraum eine Pensionärin stets besonders liebevoll annahm, lernte ich sie kennen. Als ich sie das erstmal ansprach, wollte sie fliehen. Verängstigt wirkte sie, so, als müsse sie sich überall und bei jedermann für ihre Existenz entschuldigen. Sie lebe sehr zurückgezogen, pflege wenig Kontakt mit den Mitpensionären, erzählte man mir.

Eines Tages suchte ich sie in ihrem Zimmer auf, um ihr mit einem Blumengruss für ihre Hilfsbereitschaft und Freundlichkeit zu danken. Sie freute sich sichtlich und lud mich zum Sitzen ein, war irgendwie verändert, er-

regt. Ja, ihr sei kürzlich etwas Wunderbares passiert, etwas Grossartiges, etwas Unglaubliches, und als Folge davon verreise sie demnächst für eine Woche in die Ferien, berichtete sie mir. Sie habe immer geglaubt, sie stehe ganz allein in der Welt, ohne Verwandte. Nun habe sie kürzlich Besuch erhalten – schon das war etwas Besonderes – von ihrem Bruder! Sie habe nichts von ihm gewusst und er bis vor kurzem nichts von ihr. Erst durch einen Zufall sei ihm ihre Existenz bekanntgeworden, und sofort habe er Nachforschungen angestellt. Nun habe er sie zu sich und seiner Familie in die Ferien eingeladen.

Nach und nach erzählte mir die Frau einiges aus ihrem Leben. Sie war ein uneheliches Kind. In der Schweiz geboren. Ihre Mutter war Deutsche aus sogenannten «guter Familie». Sie wollte das Kind nicht, lehnte es vom ersten Moment an ab. Das Mädchen wuchs in Heimen auf. Mitte der dreissiger Jahre, als vorauszusehen war, dass der Krieg bald ausbrechen würde, erkannte ihre Mutter wohl eine Möglichkeit, ihre ungeliebte Tochter für immer aus ihrem Leben verschwinden zu lassen.

Sie verlangte ihre Auslieferung nach Deutschland, obwohl sie selbst nach wie vor in der Schweiz wohnte. Das Unfassbare geschah: Eines Tages, aus heiterem Himmel, erschienen zwei Beamte in Zivil und holten das Mädchen heraus aus dem Schulheim, das ihr Zuhause war und in dem sie sich wohl fühlte. Die Männer hatten den Auftrag, die etwa Fünfzehnjährige an die Grenze zu bringen und sie dort den deutschen Behörden zu übergeben. Ihre Mutter habe es verlangt. Warum der Vormund einer solchen Massnahme zugestimmt hatte, wusste die Frau nicht zu sagen. Im Heim packte man unverzüglich die Sachen des Mädchens zusammen, und die beiden Polizisten verreisten mit ihm Richtung Grenze. Die Beamten erledigten ihren Auftrag ungen. «So eine Gemeinheit, wenn wir nur etwas tun könnten!» hörte die Entwurzelte die beiden flüstern.

Dann wurde das Mädchen den deutschen Behörden übergeben. Man wollte ihr nicht glauben, dass sie «nichts angestellt» hatte, und sogar dann, sagten selbst die Deutschen, sei die Schweiz sehr zurückhaltend in ihrer Ausliefe-

rungspraxis. – Man stand vor einem Rätsel: Warum gerade dieses junge Geschöpf?

Das Mädchen wurde dort zur Krankenschwester ausgebildet und im Krieg eingesetzt. Meine Gesprächspartnerin kam mit Giften in Kontakt und ist seither krank. Von Zeit zu Zeit muss sie wieder ins Spital. Manchmal wird sie operiert, manchmal nicht. Sie heiratete während des Krieges, hungerte viel, arbeitete hart, verlor ihren Mann und kam irgendwann in die Schweiz zurück, obwohl ihre inzwischen verheiratete Mutter nach Kriegsende das Rote Kreuz hatte wissen lassen, falls ihre Tochter noch leben sollte, wäre sie an einer Rückführung nicht interessiert.

Sie sei gerne im Altersheim, sagte die scheue, gezeichnete Frau. Mit ihren noch nicht 70 Jahren sei sie zwar weitaus die jüngste Pensionärin, aber sie schätze die Sicherheit, die verständnisvolle Betreuung im Hintergrund.

Und jetzt hat sie einen Bruder gefunden! Ich freue mich mit ihr und hoffe, dass ihre so oft verwundete Seele mit der neuen Situation zurechtkommt.

Arbeitswoche

Eine 5. Gymi-Klasse steigt in den Bus nach Friesland. Dort findet die «Arbeitswoche» statt, und das bedeutet hier in Holland: segeln, velofahren, ein Theaterstück sehen, aber auch einkaufen, kochen und staubsaugen. Eine aufgeregte Mutter fragt einen Lehrer: «Muss Hans wirklich segeln gehen? Wissen Sie, Herr Zwart, wenn er nur Wasser sieht, wird's ihm schon himmelangst.» Man beruhigt die Mutter, segeln sei freiwillig, Hans könne zum Beispiel eine Velotour machen.

Am ersten Abend gibt es makrobiotisches Essen. Irgendwoher kommen herrliche Düfte, aber das Essen ist eher gesund als herrlich. Sieben junge Leute sind verschwunden. Die andern drücken das Essen tapfer hinunter. Als ein Lehrer fragt, ob der Koch keinen Applaus verdiene, gibt es eine heftige Diskussion: «Muss man heucheln oder nicht?» Die meisten finden, man müsse nicht, das gehe zu weit. Später tauchen die sieben Verschwundenen auf. Sie hatten im Gebäude nebenan ein chinesisches Restaurant entdeckt, wo sie ausgezeichnet ge-

gessen haben. Sie sind einfach ihrer Nase gefolgt.

Am nächsten Tag gehen die meisten segeln. Auch Hans schaut sich die Boote an. «He, du hast doch Angst vor dem Wasser! Was machst du denn hier?» tönt es von allen Seiten. «Irrtum», korrigiert Hans, «meine Mutter fürchtet das Wasser, nicht ich.» Hans steigt fröhlich in ein Boot.

Eines Abends demonstriert ein Lehrer Entspannungsübungen, gut gegen Schlaflosigkeit. Intensiv wird mitgemacht. Bald hört man in einer Ecke leises Schnarchen. Das ist Marc. Auch Ellen hat die Augen geschlossen. Der Lehrer freut sich über den Erfolg. Nur ist nicht ganz deutlich, ob er von den Übungen kommt oder vom ungeheuren Schlafmanko aus den letzten drei Nächten.

Am letzten Tag findet die «Stunde der Wahrheit» statt. Alle schreiben etwas Positives und etwas Negatives über sich selbst in ein Büchlein. Jeder schreibt dann seinen Kommentar dazu. Natürlich bekommt der stille Albert vor allem zu hören: «Du könntest schon ein wenig mehr reden» oder «Warum suchst du nicht mehr Kontakt mit andern?»

Auch die beiden Lehrer schreiben ähnlich. Die weisesten Worte stammen von einem Schüler: «Do what you like. Be what you are. Be yourself! Keep it that way.»

Erika Monterie-Adam

Stolpersteine

Der Zustand ist gewiss nicht ungewöhnlich; soweit ich zurückdenken kann, sind mir andere mit dergleichen auf die Nerven

gegangen. Meistens hielt ich es für Koketterie, und vielleicht war es das teilweise auch. Inzwischen erlebe ich das Phänomen direkt und habe erfahren müssen, dass es eine Plage ist.

Wovon ich spreche? Von geheimnisvollen Lücken, die genau in dem Moment sichtbar werden, da ich angestrengt versuche, sie zu schliessen.

Das klassische Beispiel ist die verlegte Brille. Natürlich blieb es mir nicht erspart. Nach zermürbendem Suchen habe ich sie auf

